

Die Perlen der Nofretete

Mit „Kaleidoscope“ bestätigt die ägyptische Sopranistin **Fatma Said** ihren Ausnahmestrang – und verirrt sich mit Lust.

Von Kai Luehrs-Kaiser

„Als ich nach Mailand kam, geriet ich in Verruf, weil ich sehr, wenn nicht sogar zu deutsch sei“

Hocherfreulich gestaltete sich vor zwei Jahren das CD-Debüt der ägyptischen Sopranistin Fatma Said. Glutstimmig, lässig, charmant, dabei überaus selbstbewusst in der Eroberung neuen Repertoires. Kein Zufall, dass die 31-Jährige, kaum eingetroffen, zum aktuellen „Artist in Residence“ am Berliner Konzerthaus erkoren wurde. Und erstaunlich doch. Denn Fatma Said hält sich vom Klassik- ebenso wie vom Opernbetrieb betont fern. Außer mit ein paar Mozart-Rollen – Zerlina in Verbier, Vitellia in Liège – findet man sie selten. Die Sängerin ist ein Solitär – und sorgt klüglich dafür, es zu bleiben.

„Wir Opernsänger bieten ständig Cover-Versionen von irgendwas“, sagt sie über die Gründe, weshalb sie lieber neue als alte Wege beschreitet. Es sei ihr wichtig, „dass man, wenn ich von der Bühne abgehe, nicht über mein Kleid oder über mein Aussehen spricht. Ich möchte berühren – mit dem Gesang.“ Dennoch ist ihr natürlich klar, dass exotisches Äußeres in-

nerhalb des Klassik-Betriebs registriert wird, wenn nicht sogar von Vorteil ist. In Bezug auf ihr Äußeres – ein Aspekt, der für jeden Bühnenkünstler von Bedeutung ist – sagt sie schlicht, selbstbewusst und zwinkernd: „Ich habe die Augen der Nofretete.“

Geboren 1991 in Kairo, lernte sie schon auf der Schule Deutsch. „Besonderer Wert wurde auf Disziplin gelegt. Das war es wohl, was meine Eltern wollten“, erzählt sie. „Man sprach vier Sprachen, nämlich Arabisch, Deutsch, Englisch und Französisch. Als ich nach Mailand kam, geriet ich in Verruf, weil ich sehr, wenn nicht sogar zu deutsch sei.“ Heute lebt sie in Berlin, wo sie an der Hanns Eisler-Hochschule studierte (ansonsten wohnt sie in London). „Ich bin sehr direkt im Ausdruck, recht gut organisiert und erwarte dieselbe Zuverlässigkeit, die ich anbiete“, so Fatma Said über ihren „deutschen“ Charakter. „Ich verschiebe ungern etwas auf morgen.“

Ihr Vater war bis 2014 Vorsitzender der „Partei Freier Ägypter“, der heute stärksten Gruppierung im ägyptischen Parlament. Vielleicht gerade deswegen hat Singen für sie keine politische Botschaft. „Ich mag über Politik nicht reden, dafür nehme ich sie zu ernst.“

Kunst befinde sich, wie sie denke, auf einer ganz anderen Ebene. „Und mit dieser Kunst-Ebene bin ich vollauf ausgelastet.“

Immerhin bemerkte man beim Debüt-Album eine kulturpolitische Dimension, und zwar beim Repertoire. „Es sagen viele Leute, dass die klassische Musik ausstirbt, oder nicht?! Da liegt es, glaube ich, in meiner Verantwortung, für etwas Frische zu sorgen.“ Also setzte sie sich bei „El Nour“, so der damalige Titel, mit der spanischen, ägyptischen und französischen Musik gleichermaßen auseinander (mit Werken von Ravel, Bizet, de Falla, Lorca sowie Emilio Serrano und Fernando Jaumandreu Obradors). Das funktionierte, auch weil die Sängerin selber so viel Persönlichkeit hat.

Wohin ihre Repertoire-Reise geht, fragt man sich noch heute. Mozart war klar. Aber sonst? „Mit der von mir geliebten Julia Varady habe ich an kleineren Puccini-Arien gearbeitet – aus ‚Edgar‘ sowie den Musette-Walzer aus ‚La Bohème‘“, so Fatma Said. „Außerdem die drei einzigen Verdi-Rollen, die für mich in Frage kommen: Oscar, Nanetta und Gilda.“ Von alldem ist auf der neuen Platte nichts zu finden. Auch das mit voller Absicht, wie man





„Man kann sich Musik kaum ohne Tanz oder Tanz ohne Musik vorstellen“, findet Fatma Said.

wird sie dem Ruf einer „tanzenden Stimme“, den das Label Warner für sie anbietet, spielend leicht gerecht.

Der Rest aber? Irving Berlins „Cheek To Cheek“ steht etwas zu quer zwischen Kurt Weills Tango-Habanera „Youkali“ (aus „Marie Galante“) und Friedrich Schröders erratisch herein geratenem „Ich tanze mit dir in den Himmel hinein“. Serge Gainsbourgs „La Javanaise“ wirkt zu angeeignet. Vollends todesmutig wird's bei Wiener Operettentiteln wie Oscar Straus' „Je t'aime quand même“ (aus „Les trois valse“) und Johann Strauß' „Ich spür ... das Wiener Blut“. Hier, tut mir leid, spürt man es gerade nicht, das Wiener Blut.

Die kurios unterstellte Internationalität der Lokalgewächse schlägt in Unverbindlichkeit um; während im finalen „I Wanna Dance With Somebody“, einem berühmten Whitney Houston-Knaller, die Harmonie mit dem Vision String Quartet eine hübsche, runde Sache ergibt. Fatma Said bleibt bei alldem bemerkenswert unangestrengt und gelöst. Man findet mühelos das eine oder andere, was wirklich schön ist. Nur bleibt das Ganze ein serpentinenhaft abenteuerliches Auf und Ab.

Womit eine schöne, allerdings völlig unnötige Mutprobe seitens einer Künstlerin bestanden wurde, die von sich sagt: „Ich bin stolz darauf, nie zu viel zu machen. Ich würde noch stolzer sein, wenn man mich erst mit über 40 allgemein kennt und schätzt.“ Mit der Perlen-Kollektion des neuen Albums, einem Schritt vom Wege, kommt sie diesem Ziel näher. Eine „Montage“ nennt sie das Album schlicht. Die Arbeit daran, das muss man ihr lassen, merkt man kaum. ■

Aktuelles Album

Fatma Said – Kaleidoscope. Werke von Massenet, Strauss, Offenbach u. a.; Marianne Crebassa, vision string quartet, Orchestre Philharmonique de Monte-Carlo, Sascha Goetzel u. a. (2021); Warner



annehmen darf. Stattdessen hat Said in vermeintlich verstaubte Ecken hinein-geleuchtet, wo schon lange niemand mehr aufgeräumt hat. „Kaleidoscope“, so der auf Buntscheckigkeit offensiv hinweisende Album-Titel, stellt eine Untertreibung dar.

Irrwitzig bunt, gewagt und verwegen ist das Album ausgefallen. Geschenkt, dass die Kosmopolitin Astor Piazzollas „Yo soy Maria“ (aus „Maria de Buenos Aires“) sinnlichen Sinn abzugewinnen vermag. Massenets Gavotte „Obéïsson quand leur voix appelle“ (aus „Manon“) atmet Leichtsinn, Vielseitigkeit, Eleganz – ganz ohne Opernflor. Gounods „Ah! Je veux vivre“ (aus „Roméo et Juliette“) gerät rollendeckend, bei Geronimo Giménez' „La tarántula é un bicho mú malo“ (aus der Zarzuela „La Tempránica“)